

Heiter ist das Leben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **81 (1955)**

Heft 12

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heiter ist das Leben

Paul Wehrli

Ein Dutzend junger Ausländer

Es sind jetzt dreißig Jahre her, da erhielt ich die – wie mich dünkte – ehrenvolle Anfrage, ob ich nicht für einen Tag meine Studien an den Nagel hängen und dafür einer Schar von jungen ausländischen Studenten, die tags zuvor von New York herübergekommen waren, einige Sehenswürdigkeiten Zürichs zeigen und zu diesem Zwecke ein Tagesprogramm ausarbeiten wolle. Das Tagesprogramm war rasch zusammengestellt; ich beabsichtigte, die Leute ins Landesmuseum, in die Universität, vielleicht ins Kunsthaus zu führen und den Nachmittag einem Besuch des Uto-Kulms zu widmen. Als Reiseführer hatte ich selbstverständlich die Pflicht, den Leuten nicht nur als Leithammel voranzugehen, sondern ihnen als Interpret zu dienen. Ich schuftete mich während eines ganzen Nachmittags durch die englische Sprache, stöberte Worte auf, von denen ich bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte, aber als ich nachts zehn Uhr das Wörterbuch beiseite legte, war ich überzeugt, nun auf Englisch einen ziemlich einwandfreien Vortrag über Höhlenbewohner, Pfahlbauer, Höhlen- und Pfahlbauwerke, mittelalterliche Kriegerausrüstungen, Helm, Visier, Panzer, Zweihänderschwert und Schuppenpanzer, und oben im Lichthof der Universität eine Plauderei über die griechische Kunst halten zu können.

Ich traf die ein Dutzend zählende Schar Ausländer morgens halb 10 Uhr in ihrem Hotel, wurde – da ich mich vorstellte – mit Hallo und Geschrei empfangen; der die Jungen betreuende Geistliche nahm mich am Arm, fragte mich, was ich ausgeheckt hätte, ich sprach von einem Besuch des Landesmuseums, und er – sich gegen die Herde wendend – schrie: Yes! Let us go to the Landesmuseum. Und los stürmte die Schar!

Das Landesmuseum befindet sich hinter dem Hauptbahnhof, aber jenseits der Limmat steht auch das Palace-Kino, wo damals ein Film mit Douglas Fairbanks, einem Säbler, Fassadenkletterer und Meisterboxer ersten Ranges gezeigt wurde. Der degeschwingende Held grüßte aus einem Riesenplakat über den Fluß, und weil er schrie, standen die Jungen still, riefen «Douglas Fairbanks! Douglas Fairbanks!», machten Kehrt und eilten über die Bahnhofbrücke zum Lichtspieltheater hin. Ich zeigte nach links, suchte die Weglaufenden zurückzuhalten, aber der Geistliche sagte: «Let us go too!», und so sahen wir uns vor den Photos des Kinos versammelt, wo ein Geschrei und Gelächter losbrach, weil jeder sich dieses oder eines andern Douglas-Filmes erinnerte. Ich hatte mich nicht für Douglas-Filme vorbereitet, ich stand da und hörte zu, was die andern sagten, und unendlich bedauerten die Jünglinge, daß das Kino am Morgen geschlossen war.

Mir wohlte, da wir das Landesmuseum betraten. Die lärmende Schar gab ihre Hüte und Stöcke ab, wir betraten den ersten Saal, der die in der Schweiz gemachten Funde aus der Pfahlbauer- und Höhlenbewohnerzeit enthielt. Jetzt witterte ich Gelegenheit, meine Kenntnisse anzubringen, von Steil- und Flachuern der Seen zu erzählen, von Robenhausen, vom Gelehrten Mes-

sikomer, von den Helvetiern, von Orgetorix und Divico, aber ich hatte noch keine zwei Sätze beendet, so stolchste die ganze Sippschaft davon, ohne einen einzigen Blick auf die hinter den Vitrinen verborgenen Schätze zu werfen. Treppauf und treppab ging der Lauf, hin durch sämtliche Räume des Landesmuseums, und immer wieder holte meine Stimme aus: «Here you see ...», aber meine Zwischenrufe kümmerten sie nichts, nichts kümmerten sie Altertum und Mittelalter, und hätte ich sie in noch fernere Aeonen geführt, sie würden auch dort von Douglas Fairbanks geredet haben. Mir verleidete die ganze Besichtigung. Verdrossen zottelte ich hinter der lärmenden und lachenden Gesellschaft einher, gelangte endlich in den Waffensaal und wurde Zeuge eines



Paul Wehrli

heftigen Auftritts, der eben zwischen dem Wärter und meinen Gästen im Gange war. Hier hatte endlich das Lot ihres Interesses Grund gefunden, aber es tat sich nicht in aufrichtigem Staunen und in ehrfürchtiger Bewunderung der geheiligten Waffen kund. Es wunderte sie, wie sich in solchen Harnischen und Helmen Krieg führen lasse, und also machten sie sich daran, die Panzer und Helme von den Gestellen und die Lanzen und Schwerter von den Wänden zu heben, als eben der Wärter fauchend wie eine Katze dazwischen fuhr. Umsonst legte ich mich ins Mittel, der Groll des treuen Hüters stürzte sich auf mich. Er fragte, ob ich eine Horde von Banditen und Zigeunern im Landesmuseum spazieren führe, und als ich von Studenten redete, blieb ihm vor Entsetzen der Kiefer hängen.

Douglas Fairbanks beim Palace-Kino hatte uns eine halbe Stunde aufgehalten, das Landesmuseum keine zwanzig Minuten, und ich schlug daher vor, den Rest des Morgens der Universität zu widmen. Zwar – ich trat mit gemischten Gefühlen den Gang zur Höhe an. Ich war Student, kannte die Räume, und ich will gestehen, daß ich in jeder Pause, sobald ich von den Wandel-

gängen in den Lichthof hinunterblickte, mit immer neuem Staunen bei den dort aufgestellten Statuen und Plastiken verweilte. Mein «nur ein Dutzend junger Ausländer» kannte diese Ehrfurcht nicht. Es lärmte, lachte und bewegte sich zwischen den Göttern und Göttinnen, den Heroen und Kriegerern einer längst vergangenen Zeit mit einer Unbekümmertheit, als wären hier Filmstars aus Hollywood zu sehen, die man kollegial auf den Arm tätschelt, den Finger gegen den Busen knellen läßt und das Haar streichelt. Nur eine Statue veranlaßte zu längerem Verweilen. Es war jener Boxer, dessen Faust zwischen Brettern eingeschient ist, und hier wunderte sich männiglich, was für Wirkungen ein mit diesem Handschuh servierter Kinnhaken wohl auslösen möge. Zehn Minuten dauerte das Werweisen, und zwölf Minuten hatte die Besichtigung der Sammlung gedauert.

Was tun? Auch der Geistliche fragte: «And now?» Und weil ich gerade den mir bekannten Abwart erblickte, bat ich um die Erlaubnis, meine Herde hinauf in den Turm führen und vom Balkon aus die Sicht über Zürich zeigen zu dürfen. Ein Lift führt zur Aussichtsterrasse hinauf, und anständig wie Schweizer sind, ließen diese den Gästen den Vortritt, spedierte sie in drei Ladungen zur Höhe und entschlossen sich dann als letzte zur Fahrt. Wären wir doch als erste gegangen! Denn jeder mit den dortigen Oertlichkeiten Vertraute weiß, daß der Zugang zum Balkon durch den Fechtsaal führt. Muß ich erwähnen, was unser wartete! Die Jungen hatten die Rapiere ergriffen, sich die Fechtkörbe über die Schädel gestülpt und bengelten aufeinander los, daß die Funken stoben. Der Geistliche lachte, der Abwart lärmte und schimpfte noch stärker, weil die Burschen den Empörrern mit ihren Waffen gegen die Mauer drängten. Und da sie endlich des Radaus müde waren, eilten sie auf den Balkon hinaus, nicht um die Aussicht zu bewundern, sondern um die umgehängten Photoapparate zu zücken und ein Bild von den Dächern Zürichs aufzunehmen.

Um 11 Uhr waren wir wieder draußen. Auf den Besuch des Kunsthauses verzichtete ich. Ich fürchtete die Schadenersatzforderung, wenn Bilder beschädigt werden sollten. Ich verabschiedete mich daher und bestellte die Gesellschaft für den Nachmittag an den Selnaubahn, um die Fahrt auf den Uetliberg zu wagen.

Nie vergesse ich diese Fahrt! In einem unbewachten Augenblick schwang sich einer der Zöglinge vom Trittbrett auf den Puffer hinab, lüftete zum Gruß den Hut und machte die Reise als reitender Cowboy mit; ein anderer kletterte während der Fahrt zum Fenster hinaus, beim andern wieder herein, und der Kondukteur, der eben dazu kam, ließ seinen grollenden Zorn am Reiseführer aus und fragte genau das gleiche, was der Wärter im Landesmuseum schon gefragt hatte.

Der Turm auf dem Uetliberg ist eine Aussichtsterrasse. So habe ich immer gemeint, und ich hoffte nun endlich, mein Englisch anbringen und den Staunenden etwas vom «Lake of Zurich», von «The Federal Technical School» und von andern sichtbaren Sehenswürdigkeiten erzählen zu können. Die Jungen belehrten mich aber, daß der Turm samt dem Gelände der obersten Balkonbrüstung nichts anderes als ein Stativ zur

Fixierung des Photoapparates sei, denn kaum angekommen, öffneten sich die Lichtklappen ihrer Apparate nach links und rechts, fraßen die Bilder in sich ein, und schwuppdwupp! – wie ein Blitz die Windungen eines zu einem Schraubenzieher gedrehten Drahtes durchläuft – so raste die Horde die Spiralen der hohen Wendeltreppe hinab. Als ich todmüde unten ankam, meinte der Geistliche, daß die Freiheitsstatue im Hafen von New York weit höher als dieses Türmchen sei. And now – what are we doing?

Was tun? Mein Reiseplan hatte für den Uetliberg den ganzen Nachmittag vorgesehen, und ich schlug vor, zum Abschluß des Spazierganges eine der Badeanstalten am See aufzusuchen. Dort angekommen, stellte sich heraus, daß keiner der Jungen – und wie sollten sie auch! – ein Badekostüm bei sich hatte. Während die Gesellschaft sich in das Innere der Buben-Badanstalt verzog (warum wir dorthin gewiesen wurden, ist mir nicht mehr Erinnerung), ich mit dem Badmeister wegen der Überlassung von vierzehn Stück Badehosen für die Trabanten, den Geistlichen und mich verhandelte, hörte ich plötzlich eine Lärmwelle gen Himmel steigen. Was sahen der Badmeister und ich? Zwölf splitter nackte Jünglinge, so wie sie Gott aus seiner Hand entlassen hatte, sprangen hintereinander und sich dicht folgend in prachtvollen Köpflern vom Sprungbrett, indessen den anwesenden Buben vor Staunen die Mäuler offen standen, bis sich ihre Erstarrung löste und sie in lärmendes Juhee ob der Bescherung gerieten. Der Mann, der neben mir stand, war nicht Wärter beim Landesmuseum, nicht Universitätsabwart und auch nicht Uetlibergbahnkondukteur, aber was ich jetzt zu hören bekam,

überstieg jede Vorstellung. Draußen auf dem See patrouillierte ein Badgehilfe und überwachte von seinem Boote aus das Spiel der Schwimmer im Wasser. Hei, der hob bei dem Anblick sein Ruder, schimpfte wie sein Vorgesetzter neben mir, und wenn die jungen Frevler des Zürichdeutschen mächtig gewesen wären, sie hätten dem Tobenden den Prozeß wegen Ehrverletzung gemacht. Da sie nur Englisch verstanden, lachten sie sich toll ob des Lärms, versuchten das Ruder des Zuschlagenden zu fassen und den stehenden Mann in seinem Boote durch Niederpressen des Schiffsrandes zu Fall zu bringen. Der Geistliche neben mir lachte auch. Es schien ihm genug des grausamen Spieles, er pfiff, und nach einigen Minuten entstiegen triefende Najaden männlichen Geschlechtes dem Wasser. Badmeister und Badgehilfe begleiteten uns zum Ausgang und riefen uns ihre Segenssprüche nach, obwohl die Badanstalt noch nie auf so «ringe» Weise zum Mietbetrag von vierzehn Paar Badehosen gekommen war. Ich hatte genug. Draußen verabschiedete ich mich von den Herren, und weil sie mir die Freude über unsere Bekanntschaft bekundeten, gestand ich ein Gleiches und rief ihnen mit winkender Hand «Good bye! Good bye!» zu.

Die Jungen logierten in einem christlichen Hospiz, und dort spielte sich nun – wie man mir nachher erzählte – der letzte Akt der ergötzlichen Komödie ab. Jenes Hospiz unterschied sich von den Hotels, in denen die Jünglinge zu wohnen gewohnt waren, durch die mit den einzelnen Zimmern verbundenen, hier jedoch mangelnden Badegelegenheiten. Die Badekabinen befanden sich dafür im Kellergeschoß, während der Zwischenstock des Hauses die für gesellige Zu-

sammenkünfte, Bibelstunden und Chorproben reservierten Räumlichkeiten enthielt. Da am andern Tage die Weiterreise zur frühen Morgenstunde vor sich gehen sollte, hatte der Geistliche den Zapfenstreich für diesen Abend auf halb 10 Uhr angesetzt, und um die besagte Stunde, da sich im ersten Stock die Räume entleerten und Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Damen zu einem letzten Lebewohl sich im großen Vestibül die Hände reichten, geschah etwas in diesem Hause, was bisher noch nie geschehen war. In friedlichem Geplauder stieg eine Prozession von zwölf nackten Jünglingen, von denen jeder sein Kleiderbündel unter den Arm geklemmt hatte, die Treppe empor, vorbei an den entsetzt dreinblickenden, zum Teil sich wegwendenden oder zwischen den gespreizten Fingern hervorschielen den Männern und Frauen, die den Untergang der Welt vor der Türe glaubten ... Die Welt ging nicht unter, die Sicherungen der elektrischen Leitungen platzten nicht, denn die Truppe – jetzt den Beschauern die vollen Rückenpartien zeigend – stieg gemächlich in die Schlafzimmer hinauf.

Dort vereinigte der Geistliche die Schar seiner Getreuen zu einer kleinen Hausandacht, wünschte dann allen eine gute Nacht. Seine Zöglinge deuteten das in ihrem Sinne, denn eine Stunde später fanden sie sich – unternehmungslustig ausgestattet – beim Hausabwart ein und erkundigten sich, wo und in welchem Hause in Zürich eine gute Nacht zu verbringen sei. Er schickte sie in den damaligen Kursaal, von wo sie, schrecklich enttäuscht, nach Mitternacht zurückkehrten und sich beklagten, daß Zürich eine trostlose und uninteressante Stadt wie keine in Europa sei.

Gut gelaunt durch Bö-Bücher!

Abseits vom Heldentum

90 Zeichnungen und Verse aus dem Nebelspalter
Fr. 8.50

Dieses erste von Bö erschienene Buch erfreut sich noch nach Jahren einer regen Nachfrage. Seit Wilhelm Busch hat es keinen Zeichner mehr gegeben, dem so gleichermaßen die Gabe des Ausdrucks mit dem Stift und dem Wort geschenkt war wie Bö.

Seldwylereien

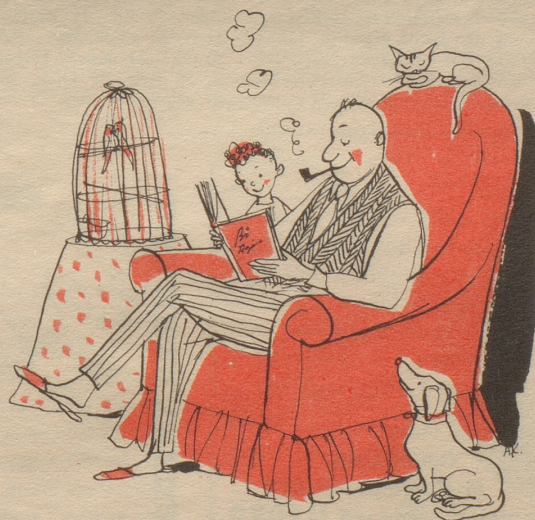
92 Zeichnungen und Verse aus dem Nebelspalter
Fr. 10.60

Das Geheimnis von Böcklis Popularität liegt darin, daß er nicht einseitig ist. Er ist ohne soziale oder politische Ressentiments. Es weht eine klare Luft um diese Karikaturen, die viel Gemeinsames mit der sauberen Parodierart Bernard Shaws haben.

Bö-Figürli

93 Zeichnungen und Verse aus dem Nebelspalter
Fr. 10.60

Welche Vielfalt des Humors und fröhlicher Zeitsatire strömt uns aus diesem Band entgegen! Wo es menschelt in schweizerischen Landen, da setzt der Stift Böcklis an. Seine Kunst ist für unsere humorlose Zeit ein wahres Labsal!



So simmer!

84 Zeichnungen und Verse aus dem Nebelspalter
Fr. 10.60

Im vorliegenden Band typisiert Bö in kaum mehr wegzudenkender Weise den Hirtenknaben, den Bürokraten, den Stamm-tisch-, den Fest-, den Hausphilister, den politischen und wirtschaftlichen Streber. Bö hält uns einen Spiegel vor und ruft uns zur Besinnung, zur Menschen- und Bürgerpflicht.

Zu beziehen im Buchhandel und beim Nebelspalter-Verlag Rorschach